

(Nachdruck verboten.)

6]

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Dora gehorchte, aber während sie die einfache, baumwollene Schürze aus der Kommode holte, wiederholte sie langsam: „Wenn die Reihe an mich kommt!“ Es war, als suche sie die rechte Melodie zu diesen Worten, doch es gelang ihr nicht. Sie blieben ein leerer Refrain. Sie hatte andre Pläne und Gedanken, ganz andre. Häufig nahm sie ein französisches Schreibheft, in dem noch einige Seiten frei waren, und einen Bleistift, rückte den Stuhl dicht ans Fenster und begann im Halbdunkel zu schreiben. Seite für Seite füllte sich rasch mit Versen, in denen unzählige Male derselbe Reim wiederkehrte und mancher Fehler im Rhythmus durchlief. Schließlich kam die Mutter herein und unterbrach sie mit den Worten:

„Sitzt Du hier im Dunkeln und schreibst, Kind? Du ruinierst Deine Augen und die, meine ich, brauchst Du zu nützlicheren Dingen als zu diesem Geschmier.“

„Geschmier!“ Die junge Dichterin fiel so plötzlich aus den Wolken herab, daß sie sich ganz umgeschüttelt und verwirrt von dem Falle fühlte. Sie ließ den Bleistift aus der Hand gleiten und klappete das Buch heftig zu.

„Daß man doch nie einen Augenblick ungestört für sich sein kann!“ brauste sie gereizt auf. „Warum gehst Du nicht zu Nils und Marie Luise, Mutter, und sagst denen, daß es dumm ist, den ganzen Abend so zu sitzen, das finde ich viel alberner.“

„Das verstehst Du nicht,“ erwiderte Frau Lejer etwas kurz. Das war etwas für ihr Verständnis; wie indessen jemand romantisch auf dem Papier werden konnte, das war ihr immer unklar geblieben. Erstens war es unweiblich, und dann hatte sie die feste Ueberzeugung, daß alle Schriftsteller nahe am Verhungern wären. Es war kein Gewerbe für arme Leute; wenn Lejer etwas andres gewesen wäre, würden sie es besser gehabt haben.

Dora stand mit dem Rücken nach dem Zimmer gewandt und preßte den heißen Kopf gegen das Fenstergrenz. Sie starrte auf die blanken, weißen Pflastersteine hinaus, ohne sie indessen zu sehen, und wiederholte so leise, daß sich die Lippen kaum bewegten, einen oder den andren unzusammenhängenden Vers, von dem, was sie eben niedergeschrieben; in Gedanken liebte sie diese Worte, welche sie in ihrer reichen, glühenden Phantasie zum Leben erweckt hatte.

Wenn sie eine neue Madame de Staël werden könnte! Sie sah sich mit dem bunten Turban um den Kopf, so wie sie Madame de Staëls Porträt gesehen hatte, dann würde niemand ihre Verse Schmiererei nennen. Und wenn sie in einen Salon träte, würde es ebenso feierlich still werden, wie wenn die Schulvorsteherin in die Klasse trat. Herrlich, herrlich!

Vom Wohnzimmer her drang ein eigentümlicher Laut. Ach so, sie küßten sich, diese beiden Narren, dachte Dora verächtlich und kehrte zu ihren Träumen von Ruhm und Größe zurück.

IV.

Der Sommer war gekommen und gegangen, ohne daß auch nur ein einziger der Familie Lejer, mit Ausnahme Marie Luises, ein dankbares Lächeln für ihn hatte, als die Herbststürme ihn fortrissen.

Man war jetzt in der Mitte des Oktobers, und der Wirt war schon zweimal dagewesen, um daran zu erinnern, daß noch etwas an der Vierteljahrsrente fehle, welche leider selten pünktlich bezahlt wurde. Jetzt am Vormittag war es das dritte Mal, daß sein wohlrasiertes Gesicht unter dem blanken Zylinder mit einem Paar scharfer Augen und einem breiten Lächeln, das eine Reihe starker, weißer Zähne sehen ließ, den dunklen Korridor erschellte.

Der Doktor selbst hatte ihn empfangen.

„Ich hoffe, Herr Rechtsanwalt, Sie werden Ihr Geld heute abend haben!“ sagte er in seiner steifen, müden Art.

„Hoffe — ja, das ist recht schön und recht gut, aber ich ziehe doch Sicherheit in diesem Falle vor. Ich kann nicht

länger warten. Ich habe auch meine Ausgaben und ich habe zum Princip, pünktlich zu sein.“

„Nicht alle sind in der Lage, Principmenschen sein zu können!“ versetzte Gustav Lejer hart.

Der Rechtsanwalt zuckte bedauernd mit den Achseln, schloß den Patentknopf an seinem rechten Handschuh, rückte am Hut zum Abschied und verschwand mit kleinen, eilenden Schritten, welche so wunderbar lautlos waren, daß sie schon auf halber Treppe verklungen.

Ein paar Stunden später stand der Doktor fertig angezogen zum Ausgehen da. Er steckte ein Manuskript in die Brusttasche des zerrissenen Ueberrockes, der schon so lange gedient hatte, daß man nicht viel mehr von ihm verlangen konnte.

„Gehst Du zu Magnus?“ fragte Frau Luise, als sie ihren Mann in den Flur hinaus begleitete.

„Nein, das hoffe ich, wird nicht nötig sein. Ich will es wenigstens bei einer Zeitung versuchen. Ich habe einige kleine Skizzen geschrieben. Man wird inspiriert unter solchen Verhältnissen!“ sagte er bitter und ironisch.

„Wenn Du nur gleich bezahlt bekommst!“

Er griff nach seinem Stod und stürmte ohne Antwort hinaus. Bezahlt! Bezahlt, so hatte sie es stets nur aufgefaßt, seine Frau. Für ihre Begriffe war seine Schriftstellerei ein kleiner, ökonomischer Nebenverdienst, eine arme, unbedeutende Quelle, welche man zur Hilfe nahm, wenn alle andren Brunnen versiegten. Sie wußte nichts von den Wesen, die sich am Boden dieser Quelle rührten, nichts von den lebenden Gedanken, welche wie brennendes Heu schon bei ihrem Entstehen in nichts zerfielen. Sie sprach zufrieden und froh von einer „netten, kleinen Erzählung“ Gustavs, die in dieser oder jener Zeitung gestanden hatte und ihnen, was das beste daran war, für einige Tage oder Wochen ökonomische Ruhe verschafft hatte. Sie wußte nicht, daß solche Worte in all ihrer gedankenlosen Freundschaft mehr verletzten, als das schärfste Operationsmesser, das von einer ungeschickten Hand geführt, den Ausgangspunkt des Leidens sucht. Sie war eine naive Seele im Alltagsgewande, seine Frau, ein gutes, kleines Weibchen, das nie alt hätte werden müssen, denn erst, wenn der Jugendreiz verschwunden ist, vermisst man die Intelligenz.

Er stand einen Augenblick zögernd vor dem Redaktionsbureau, ehe er die Thür öffnete. Wer mit einem teuren Andenken zu einem Pfandleiher geht, und weiß, daß fremde Hände berühren werden, was so lange sorgsam behütet in einem verborgenen Fach gelegen hat, wird von denselben Gefühlen bewegt wie Gustav Lejer in dieser Stunde, da er hinging, seine halbfertigen, verkrüppelten Gedanken in Geld umzusetzen.

Mit einem „Entschuldigen Sie!“ drängte ein dicker Herr an ihm vorbei durch die Thür. Der Doktor folgte ihm. Das ganze Zimmer war mit Wartenden angefüllt, die Luft war dick und ungesund, trotzdem das Fenster offen stand, das jedoch noch einem engen Hof, der mit allem möglichen Schutt beladen war, hinausführte.

Die Unterredungen hier im Bureau wurden halblaut geführt; die meisten hatten dem Redakteur ein Anliegen, das ihnen auf dem Herzen lag, vorzubringen, und es raschelte leise von ängstlich zusammengedrückten Papierrollen zwischen den unbehandschulten Händen. Dann und wann klang ein leiser Husten aus einer Ecke des Zimmers. Da sah ein kleines, zusammengeducktes, dunkelhärtiges Männchen mit hohlen Augen und gelblichweißer Gesichtsfarbe. Der Doktor hatte ihn oft hier getroffen und wußte, daß sein ganzes Leben ein arbeitsloses Fragmentendasein war; es hätte vielleicht ein ganzes Buch daraus werden können, wenn die Armut nicht die besten Kapitel herausgerissen hätte.

Eine junge Dame in modernem Promenadenanzug und glänzenden, weichen Handschuhen sonderte sich im Selbstbewußtsein ihrer Stellung von den übrigen ab. Es lag ein *à done!* in ihrer ganzen gepuzten Figur dieser Gesellschaft gegenüber, in die sie geraten, nur weil sie ein wenig schrieb. Denn natürlich schrieb sie; sie hatte ja Zeit im Ueberfluß, um eine Plauderei von ihren Ballerinnerungen zu Papier zu bringen.

Die Basken.

Das Land der Basken, dieses uralten und eigentümlichen Volkstammes, erstreckt sich vom östlichen Teil Nordspaniens über die Pyrenäen hinweg ein gutes Stück nach Frankreich hinein. Als eigentliches Baskenland werden indessen die Landschaften Biscaya, Guipuzcoa und Alaba, oder die jetzigen Provinzen Bilbao, St. Sebastian und Vitoria bezeichnet.

Mit Ausnahme von Alaba, der südlichsten, ganz im Binnenlande gelegenen Provinz, die zum größten Teil aus einer Hochebene besteht, der Fortsetzung des altastilianischen Tafellandes, von dem dieselbe nur durch die Thalschlucht des Ebro getrennt wird, ist dieses Baskenland überaus gebirgig; es wird gänzlich von der östlichen Hälfte der Cantabrischen Kette und ihren Verzweigungen bedeckt. Trotzdem ist das Land vortrefflich angebaut, reich an Wasser, Wald und Fruchtbäumen, Wiesen und Weiden, Ergüssen und Mineralquellen, im Besitze von guten Häfen längs der meist von Felsen umgürteten Küste und einer vortrefflichen Kommunikation im Innern des Landes und mit den angrenzenden Ländern, die hier schon lange vor dem Eisenbahnbau bestanden hat. Besonders Guipuzcoa und Biscaya gehören nicht nur zu den landschaftlich schönsten, sondern auch trotz vieler sehr primitiven Einrichtungen zu den kultiviertesten Gegenden Spaniens; sie stehen deshalb von den meisten übrigen Provinzen dieses Landes sehr vorteilhaft ab. In den größeren Thälern erheben sich längs der Flüsse und Bäche Fabriken, welche oft gleichzeitig mit Wasser- und Dampfkraft arbeiten; Thalgründe und Abhänge sind auf das sorgfältigste angebaut; höher hinauf sind die malerischen Bergketten mit Ausnahme der nackten Felsenhäupter meist bewaldet, in der unteren Region mit Eichen, in der oberen mit Edelkastanien und Rothbuchen. In Guipuzcoa und Biscaya bildet die Zucht des Apfelbaumes einen hervorragenden Zweig der Bodenkultur. Der Grundbesitz ist hier sehr zersplittert, jeder Grundbesitzer hat im Mittelpunkt des Grundstückes sein Haus gebaut, das von Gemüse- und Obstgärten, besonders von Baumpflanzungen umgeben ist. Daher gleichen die herrlichen Thäler jener beiden Provinzen mit ihren zahllosen in ihrer Thalsohle und an den Bergabhängen liegenden Gehöften einem großen, zusammenhängenden Garten. Nicht selten bildet ein ganzes Thal eine einzige aus lauter Gehöften (Caseros) bestehende Landschaft und Ortschaft. Eigentliche Dörfer giebt es daher neben den Städten kaum; wohl aber pflegen in der Nähe der meist sehr stattlichen, wenn auch architektonisch wertlosen und im Innern meist geschmacklos verzierten Kirchen einzelne größere Häusergruppen (Anteiglesias) zu liegen. Hin und wieder macht sich auch wohl ein halbverfallenes, von einem viereckigen Turm überragtes Feudalschloß bemerkbar, eine Caja-Sola, deren zerbröckelnde Mauern von Ephen und Farnkräutern überwuchert sind. Trotz der ungeheuren Terrainsschwierigkeiten innerhalb der wilden Gebirge ist das ganze Land von vortrefflich gebauten und gut unterhaltenen Fahrstraßen durchzogen; auch findet der Reisende fast überall gute Herbergen, ja in den an den Hauptstraßen gelegenen Städten sogar vorzügliche Gasthöfe. Die Provinzen Guipuzcoa und Biscaya haben daher, wie Willkomm in seinem Werke über „Die pyrenäische Halbinsel“ richtig bemerkt, einen mehr europäischen als spanischen Charakter, der durch die vollkommen mitteleuropäische, an manche Gegenden Süddeutschlands, noch mehr an die Bretagne und Normandie erinnernde Vegetation der Wiesen und Felder, Wälder und Berghänge noch gesteigert wird. Das Klima ist mild, gesund, nur etwas feucht. Aber eben deshalb ist das Land ununterbrochen, Sommer und Winter, grün.

Die baskischen Provinzen haben bis auf die neueste Zeit, wo sie nach Aufhebung ihrer Privilegien oder „Fueros“ den übrigen Provinzen vollkommen gleichgestellt worden sind, eine politische Sonderstellung bewahrt. Sie hatten früher ihre eigene Verfassung, Gerichtsbarkeit, Verwaltung, waren frei von allen königlichen Steuern und Zöllen, vom Waffendienst usw. Bis zum Tode Ferdinands VII. wurden die Könige von Spanien von den Basken nur als Herren, nicht als Könige anerkannt, und zwar erst dann, nachdem sie geschworen hatten, die Fueros aufrecht zu erhalten. Nachdem aber die Basken ihrer Mehrzahl nach sich für Don Carlos erhoben hatten, wurde ihnen nach Beendigung des durch sie am hartnäckigsten geführten Bürgerkrieges ein Teil ihrer Fueros entzogen. Wenn sie sich für den Prätendenten erklärten, so lag ihnen übrigens der Gedanke fern, in ihm die Prinzipien des Absolutismus zu unterstützen: sie fochten für ihr eigenes Interesse, für das Recht ihrer Freiheit, nicht für den Bourbonenkönig. Immerhin behielten sie damals noch die Befreiung von der Quinta, oder Rekrutenkontribution, vom Salz- und Tabaksmonopol, sowie ihre alte republikanische Verfassung und selbständige Verwaltung. Diese Verwaltung, die auf den Gesamtstaat von keinem politischen Einfluß ist, hat man den Basken auch gelassen. Dagegen sind sie aller übrigen Fueros infolge des zweiten Carlislenkrieges 1872—76 verlustig gegangen. Der Widerwille gegen den Soldatendienst treibt die baskische Jugend massenhaft über das Meer, besonders nach Südamerika.

Die Sprache der Basken ist von den übrigen Sprachen Europas total verschieden und unstrittig die älteste derselben. Da sich in der baskischen Sprache die Ethymologien der meisten ältesten Stadt- und Flußnamen der Halbinsel finden, so muß sie in grauer Vorzeit auf der ganzen Halbinsel gesprochen worden, wahrscheinlich also die Sprache der Ureinwohner dieses Landes gewesen sein. Seltsam

Bei jeder Bewegung, die sie machte, rauschte es von Seide oder blühte es von Perlen, und die übrigen Wartenden starrten sie an, als wäre sie ein kostbares Schmuckstück in dem Schaufenster eines Juwelierladens, in den sie immer nur von draußen hineinblicken durften.

Eine alte Frau mit tiefenden, roten Augen und zahnlosem Mund widmete dem jungen Mädchen ein lebhaftes Interesse. Sie hatte sich auf einen niedrigen Stuhl niedergelassen und saß nun vornübergebeugt, den Kopf in die Hand gestützt, und guckte unverwandt ihre Nachbarin an.

Es waren noch viele andre da, aber der Doktor schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit, sondern versenkte sich von neuem in seinen Kummer, seines Lebens Nichtigkeit, da jeder Tag zu einem nutzlosen Schrot wurde, das sich nicht umarbeiten ließ.

Endlich kam die Reihe an ihn. Sich verbeugend stand er vor dem Redakteur.

„Guten Tag, Herr Lejer. Bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte dieser in seiner kurzen, doch nicht unfreundlichen Art.

Er selbst behielt Platz in seinem hochlehnten, lederüberzogenen Rehnstuhl und vollendete einen Brief, indem er darauf wartete, daß der andre sein Vorliegen anbringen sollte.

Der Doktor griff in die Brusttasche und zog das Manuskript hervor.

„Ich habe hier ein paar Erzählungen, die ich Ihnen anbieten möchte!“ sagte er mit jener gezwungenen Nonchalance, welche der Stimme einen schnarrenden, heiseren Beilaut verleibt. Es ist, als suche man Klang in ein ungestimmtes, straffgespanntes Instrument zu bekommen.

„Ja, wir werden sehen!“ sagte der Redakteur und klingelte, um seinen Brief besorgen zu lassen.

„Danke! hm . . . hm . . .“

Nein, Gustav Lejer konnte nicht für seine Sache reden, als wäre er ein Agent in Wäsche oder dergleichen. Hastig erhob er sich und fragte kurz:

„Wann darf ich mir Antwort holen?“

„Ist es eilig?“

„Ja.“

Der Redakteur hörte nicht, welche Erregung in diesen beiden Buchstaben lag, verstand nicht das aufreibende Ringen, das in diesem bleichen, gebeugten Manne vor sich ging, dem es nicht eher gelang, zu dem Festmahl des Geistes vorzudringen, als bis das Tisch Tuch bestedt und alle Weingläser ausge-trunken waren, da hatten seine zitternden Hände Brosamen und halbwelke Blumen, zerkleinerte Menus und liegendebliebene Lüllrosetten zusammengerafft, und diese Trümmer waren es, welche er zum Schreiben benutzte, und mit denen er sich durchbetteln mußte.

„Ja, lassen Sie uns also um eine Woche jagen, Herr Lejer. Wie war Ihre Adresse doch?“

„Upplandsgatan Nr. 44. — Aber eine Woche, das ist lange. Ich . . . ich könnte wohl nicht gleich Antwort bekommen?“

„Aber, mein bester Herr, ich habe ja die Erzählungen noch gar nicht gelesen!“ lachte der Redakteur gutmütig.

„Ich bin kein Anfänger.“

„Nein, versteht sich, versteht sich, aber wer garantiert mir dafür, daß sie gerade für meine Zeitung passen!“

„Sie sind wie geschaffen dafür.“

„Ja, ja, das sagen sie alle. Es ist wegen des Honorars, denke ich mir.“

„Ja.“

„hm! Ich will gern so entgegenkommend sein wie möglich. Wir können ja eine kleine Interimsquittung für vierzig Kronen so lange schreiben.“

„Danke, das ist . . .“

„Ja, weiter kann ich Ihnen nicht entgegenkommen. Sind Sie damit zufrieden, Herr Lejer?“

„Ja, dank!“

Er erhielt seinen vielsagenden, gelben Zettel mit den Hieroglyphen des Redakteurs und tauschte ihn im Comptoir gegen vier schmutzige Scheine um, die es gewohnt zu sein schienen, in abgenutzten Portemonnaies neben Kupferpfennigen zu lagieren.

und schade ist es, daß die Vasken keine Litteratur besitzen, seltsam wegen des hohen Alters dieser Sprache, schade, weil sie allgemein reich an Formen und Ausdrücken und weich und flangvoll ist. Selbst von zahlreichen Volksliedern, von denen manche wohl uralt sein mögen, sind nur wenige gedruckt worden; übrigens zerfällt diese Sprache, die neben andern Eigentümlichkeiten nicht weniger als 22 verschiedene Konjugationen besitzt, in eine Menge verschiedener Dialekte. Eigentümlich ist es auch, daß die Zahlen über 20 nicht nach Fehnein, sondern nach 20ern weitersteigen. Die spanische Regierung hat den Gebrauch des Vasckischen in den Schulen vollständig unterdrückt und greift zu den sonderbarsten Mitteln, die Sprache zu unterdrücken; das Kind, das beim Vasckischsprechen ertappt wird, erhält vom Lehrer einen Ring, den es dem ersten Schullameraden übergeben muß, der nach ihm ebenfalls bei derselben „That“ ertappt wird. Am Sonnabend wird dasjenige Kind, an dessen Finger sich der Ring findet, streng bestraft. Dennoch glauben die Sprachforscher, daß die Vasckensprache, die außerdem von etwa 200 000 Auswanderern in Mexiko, Montevideo und La Plata gesprochen wird, in etwa zwei oder drei Generationen ausgestorben sein wird.

Die Männer des Vaskenlandes sind von mittlerer Statur und von überaus kräftigem Körperbau. Offenherzigkeit, Stolz, Ehlichkeitsstimm spiegeln sich auf ihren Gesichtern. Schon ihr Gesichtsausdruck zeigt uns, daß sie sich ein reges Freiheitsgefühl, die Liebe zur republikanischen Verfassung, bewahrt haben.

Die Tracht der Vasken besteht in einer dunklen, kurzen Tuchjacke oder einer kurzen hellfarbigen Bluse von kariertem Muster, langen, weiten Beinleidern und den sogenannten Alpargatas oder Hanffandalen, die mit Bändern um die meist nackten Knöchel befestigt werden, indessen oft auch plumpen, dicken Schnürstiefeln Platz machen. Das eigentümlichste in der basckischen Kleidung ist aber die in allen Farben getragene Bohna, eine sehr breite, kreisrunde und oben flach auf dem Kopfe anliegende Mütze, welche aus einem einzigen Stück Wolle gewebt und öfters nach Art des türkischen Fez mit einer blau- oder schwarzseidenen Troddel (Gorla) versehen ist. Obwohl diese Mütze schirmlos ist, schützt sie, vermöge ihrer Dehnbarkeit und der Festigkeit des Wollstoffes, je nachdem man sie nach vorn über Stirn und Augen, oder nach hinten über den Nacken zieht, sowohl gegen Sonne wie gegen Regen. Die meist rotwollene Leibbinde (Faja) haben die Vasken mit allen Spaniern gemein. Eine solche Faja ist nicht ganz eine Elle breit und mindestens 4—5 Ellen lang. Am besten unwidert man sich mit diesem, den Unterleib so herrlich warm haltenden Kleidungsstück, indem man selber das eine Ende und eine zweite Person das andre ergreift. Darauf marschirt man, sich im Kreise drehend, auf den andren so lange zu, bis die beiden Enden der Binde sich berühren. Die Frauen offenbaren bei großer Lebhaftigkeit und Formenfülle keine besondere Grazie, doch sehen sie sämtlich sehr gesund und kräftig aus, haben eine sehr weiße Gesichtsfarbe und fallen hauptsächlich durch ihr wahrhaft wunderschönes und prachtvolles Haar auf, das meist in langen, schwarzen Zöpfen, mit Bandschleifen verziert, über den Rücken fällt. In Biscaya sind indessen Blondinen nicht selten. Die Mantille der übrigen Spanierinnen ist ihnen unbekannt. Ein enganliegende Nieder von dunkler Wolle, zu dem das weite, bis zum Handgelenk herabgehende Gomb die Aermel liefert, und ein ziemlich kurzer Rock, häufig rotfarbig, unten mit mehreren parallellaufenden Bändern besetzt, blaue Zwickelstrümpfe und Alpargatas oder Lederschuhe bilden ihre einfache, für die Arbeit sehr zweckmäßige Tracht.

Nächst Katalonien sind die basckischen Provinzen ein Hauptzentrum der spanischen Industrie geworden. Unter den Fabrik-etablissemens sind besonders die Eisengießereien, Anferschmieden, Hochöfen, sowie die Gewerfabriken von Eyber in Biscaya und Elgoibar in Guipuzcoa zu erwähnen. Ferner giebt es dort große Baumwollspinnereien und Papierfabriken, und der Bergbau wird in intensiverer und rationellerer Weise betrieben als anderwärts in Spanien. Vielfach gehören allerdings diese Fabriken Fremden, auch die Arbeiter sind gewöhnlich keine Vasken.

Der beste Beweis für die Hartnäckigkeit, mit der der Vaske am Allhergebrachten hängt, ist seine Art, den Boden zu bebauen. Er benützt dazu weniger den Pflug als die Lana, ein sicher unaltes, schweres Instrument von der Form einer großen zweizinkigen Gabel mit einem querliegenden Handgriff am Stielende, mittels dessen der Vaske den steinigsten Boden der Bergabhänge, in den weder die Pflugschar noch der Spaten eindringen kann, umzubrechen und urbar zu machen versteht; die Handhabung dieses Instruments erfordert bedeutende Körperkraft.

Die Vasken sind in hohem Maße abergläubisch, dabei aber gutmütig, treu und zuverlässig. Unter den geselligen Vergnügungen stehen Tanz und Musik obenan. Die Tänze, welche an Sonn- und Festtagen in allen Ortschaften auf den öffentlichen Plätzen abgehalten werden, sind eigentümlich und ebenso uralt wie die Lieder, welche die Tänzer oder die Zuschauer dabei nach der meist sehr eintönigen und unharmonischen Tanzmelodie singen; sie zeichnen sich durch Plumpheit oder Wildheit aus. Die stets lärmende Tanzmusik wird immer nur von drei Personen gemacht, von denen einer die Trommel bearbeitet, die beiden andren die Flöte blasen und gleichzeitig auf dem „Tamboril“, einer langen, cylindrischen Trommel von tiefstem Baßton, die ihnen an der Seite hängt, mittels eines Paulenschlägels den Takt schlagen. Außerdem lieben die Vasken Blechblasinstrumente sehr, während die Guitarre bei ihnen gar nicht in Gebrauch ist. Nächst dem Tanz sind die Männer dem Ballspiel sehr ergeben; in allen Ortschaften sind besondere Plätze dazu bestimmt.

Ueberhaupt lieben sie Vergnügen, welche körperliche Gewandtheit und Kraft erheischen, sind daher geübte Schützen und Turner, vertwegene Reiter und Kletterer. — Dr. J. Wiese.

Kleines feuilleton.

zg. Der Dieb. Als der Chef gegen neun Uhr am Morgen in sein Comptoir trat, fiel es ihm sofort auf, daß die Schublade seines Schreibtiisches geöffnet war. Er verschloß sie stets bei seinem Fortgehen. Das war auch gestern Abend geschehen; er wußte es ganz genau. Den Schlüssel trug er in der Tasche. „Hm, hm.“ Eilig hing er Hut und Paletot auf den Nagel und untersuchte die Portofasse. Fünf Mark fehlten. „Das ist ja recht feierlich.“ Er überlegte. Dann rief er den Bureauvorsteher: „Herr Günther, kommen Sie doch, bitte, einmal herein.“

Der Gerufene sah auf — mit einem Blick, als wollte er sagen: „Wieder ein Gewitter!“ Er überschlug schnell die Möglichkeiten einer Verfehlung, aber es fiel ihm nichts Belastendes ein. Trotzdem hielt er den Kopf ein wenig gebeugt, als er in das Comptoir des Chefs trat: „Herr Neumann?“

Neumann musterte ihn scharfen Auges. Dann bemühte er sich, seiner Stimme einen möglichst gleichgültigen Ton zu geben: „Wer ist während meiner Abwesenheit hier im Zimmer gewesen?“

„Heute?“ Günther begann sich. „Niemand, soviel ich weiß. Nur der Lehrling Hügel für einen Augenblick, um ein Altenstück zu holen.“

„Haha! Der Hügel! Das dachte ich mir fast.“ Der Chef nickte gewichtig. „Ein leichtsinniges Bürschchen, wie?“

„Davon ist mir nichts bekannt.“

„Nicht?“ Neumann fragte es scharf. „Er begegnete mir neulich auf der Straße mit einer Cigarette im Munde.“

Günther hob die Achseln und lächelte ein wenig: „Hier im Geschäft ist jedenfalls nichts an ihm anzufehen. Ich wollte Ihnen schon empfehlen, ihm etwas schwierigere Arbeiten anzuvertrauen.“

„So?“ Der Chef sah ihn spöttisch an. „Was Sie für einen Scharfblick haben! Schwierige Arbeiten macht er allerdings, er bricht Schlösser und dergleichen.“ Er erhob sich. „Hügel ist ein Dieb!“

„Das ist nicht wahr! . . . Das heißt,“ verbesserte sich Günther, „hier muß ein Irrtum vorliegen.“

„Nehmen Sie sich mit Ihren Äußerungen in acht. Rufen Sie mir den jungen Mann.“

Günther ging. Gleich darauf trat Hügel ein, ein junger Mensch von ungefähr siebzehn Jahren.

„Sie sind heute hier in meinem Zimmer gewesen?“

„Ja. Ich holte ein Altenstück.“

„Sonst nichts?“ Der Chef spielte mit einem Federhalter.

„Nein. Sonst nichts.“ Hügel sagte es ganz verwundert.

„Sie haben dreißig Mark monatlich. Das reicht wohl nicht für Ihre — Vergnügungen?“

„Vergnügungen?“ Hügel verwunderte sich immer mehr. „Ich muß zwanzig Mark bei meinen Eltern abgeben.“

„Haha! Um so eher —“

„Ich wollte Sie schon bitten, mir eine kleine Zulage zu gewähren.“

„Donnertwetter!“ Der Chef fuhr auf. „Das grenzt doch an's Unglaubliche!“ Er musterte ihn. „Hügel! Meine Schublade ist erbrochen. In der Portofasse fehlen fünf Mark!“

„Herr Neumann!“ Der Verdächtige wurde wachsbleich. „Das dürfen Sie nicht sagen.“

Der Chef sagte ihn bei einem Nodknopf: „Wollen Sie gestehen oder wünschen Sie, daß sich die Behörde erst mit der Sache befaßt?“

„Ich — weiß von nichts! Ich bin unschuldig, so wahr ich hier stehe, Herr Neumann.“

„Außer Ihnen ist während meiner Abwesenheit niemand hier drin gewesen. Das ist festgestellt.“

„Heute. Aber gestern Abend —“ Hügel zögerte.

„Nun? Gestern Abend?“ Nach meinem Fortgange hatte da niemand etwas mehr zu suchen.“

„Nur — Herr Sohn war noch anwesend.“

„Mein — Sohn?“ Neumann schnellte von seinem Stuhl auf.

„Junger Mann! Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß mein Sohn mich bestiehlt?“

„Nein. Ich behaupte nichts. Aber . . .“

„Schweigen Sie!“ Der Chef brüllte, zornroten Gesichts. „Insamität, sich auf eine solche Weise reinzuwaschen zu wollen! Glauben Sie, ich lasse mir von so einem dummen Jungen wie Sie sind, meinen Namen beschmutzen?“ Er ging erregt auf und ab. „Sie sind entlassen. Ich werde Ihnen Ihre Vergnügungen anstreichen! Die sollen Ihnen teuer zu stehen kommen!“ Und als Hügel aufzuziehen wollte: „Ruhig! Kein Wort mehr! Das Weitere wird sich finden.“

Der junge Mann bebte am ganzen Leibe, als er hinausging. In der Thür traf er auf den Sohn des Chefs, einen blaffen, sehr blaffen, jungen Menschen, der mit verschleierten Augen trübe vor sich hinstarrte.

„Na, wo kommst Du denn jetzt her?“ empfing ihn der Vater. „Siehst ja wieder recht gut aus.“

Der winkte. „Daß mich bloß zufrieden, Papa. Mir ist so schon elend genug. Wir hatten gestern Sitzung im Klub.“

Der Vater sah nach der Uhr und murkte weiter: „Anstatt bis zum Mittag in den Federn zu liegen, solltest Du lieber pünktlich im Geschäft sein und hier aufpassen — auf das Diebsgelichter.“

„Diebsgelichter?“ Der Sohn wurde rot und beugte sich aufs Pult. „Hügel hat die Portofasse bestohlen.“

In dem jungen Mann arbeitete etwas. Dann sagte er leise: „Du, Papa, hör' mal. Das Geld hab' ich mir gestern abend gepumpt. Ich war so eilig knapp bei Kasse. Da hab' ich mir die Schublade mit einem Drahtstift geöffnet.“

„Bengel!“ Der Alte erhob die Hand, ließ sie aber gleich wieder sinken. „Junge, wie kannst Du solche Geschichten machen! Wie kannst Du...!“

„Ich wollt's wieder hineinlegen.“

„Jetzt schweige vor allen Dingen still! Daß keiner von den andern etwas merkt. Schauerhaft fatal das Ganze. Donnerwetter, ich kann Dich nicht als Dieb preisgeben.“ Er wanderte auf und ab. Dann rief er den Bureauvorsteher: „Hören Sie 'mal, Günther. Hügel ist wohl schon gegangen? Ich hab' mir die Sache überlegt. Ich will wegen solcher Kleinigkeit keinen Lärm machen. Vielleicht habe ich mich auch geirrt. Man kann ja nicht wissen. Schreiben Sie dem Hügel, die Geschichte habe sich aufgelklärt.“

„Dann kann ich wohl eine Entschuldigung mit einfließen lassen und ihn zurückerufen?“

„Entschuldigung? Zurückerufen? — Nein. Ich entschuldige mich nicht meinem Lehrling gegenüber. Und einen Menschen, der die Freiheit gehabt hat, meinen Sohn zu verdächtigen. Denken Sie, das hat er gethan! Den kann ich nicht mehr in meinem Geschäft leiden. Er soll froh sein, daß er mit einem blauen Auge davon gekommen ist.“

Günther sah den Chef verständnislos an. Der hatte ihm den Rücken gekehrt und stempelte mit besonderer Kraftauswendung einige Papiere.

Der Bureauvorsteher ging, nachdem er einen forschenden Blick auf den Sohn gerichtet.

Zu diesem wandte sich nun der Vater: „Ich werde Dir Dein Taschengeld von heute ab erhöhen, damit Du nicht wieder in solche Versuchung kommst, leichtfertiger Junge!“ —

— „Aus meiner Kuriosen-Sammlung.“ Unter diesem Titel hat der Breslauer Justizrat Hermann Meyer im Helwing'schen Verlag zu Hannover eine Anzahl wunderlicher Gerichtsakten herausgegeben, die er im Laufe seiner Praxis aufgehabelt hat. Wir bringen hier nach der „Königlichen Zeitung“ die beiden folgenden Stücke.

Aus der ersten Zeit nach der Annexion von Hannover an Preußen 1866 findet sich folgende Anzeige an die Kronanwaltschaft zu Celle unter der Ueberschrift: „Vorläufige Anklage und Staatsbeleidigung“. Die Denunziation lautet unter Beseitigung der sinnstörenden orthographischen Fehler: „Fünf Minuten vor 5 Uhr ging der Schuhmacher Biermann hier vor der Stadtkirche vorbei und der Apotheke zu, so rief er laut dreimal: Bismarck! Wie er wieder zurückkam, da hatte er ein großes Wort, sagte wieder, Bismarck würde aufgehent, und hannöversisch würden wir doch, Majestätsbeleidigung! Die Frau Grünhöder Beplat hat es auch angehört. Ich bitte dem Kriminalgericht um Bestrafung, er hat schon mehrmals gerufen: Hannöversisch werden wir doch! auf öffentlicher StraÙe. Ich kämpfe und mein Blut vergieÙe ich für meinen jetzigen König und für Gouverneur Bismarck und für den Preussischen Staat. Dorette Knöfeldt.“ — Noch ein merkwürdiger Steckbrief sei wiedergegeben, den das königlich preussische Amtsgericht Elze am 5. Mai 1868 gegen den Stallsfabrikanten Moses Stern erlassen hat: „Ungefähre Kennzeichnung. Alter: an 46 Jahre etwa. Statur: kräftig unterlegt und wohlgebildet; Größe: mittlerer, angeblich unter 6 Fuß. Haar: schwarzbläulich. Augen: dunkel, angeblich braun; Nase: Ablernase, mehr römischer als griechischer Art und dick. Mund: ziemlich groß und mit starken Lippen und anscheinend guten Zähnen, angeblich; Gesichtsfarbe: bräunlichgelb und gesund; Gesichtsförm: länglich oval; Sprache: deutsche —, kräftig, tief. Religion: jüdische, angeblich freie Richtung. Besondere Kennzeichen: Das Kreuzer desselben macht den Eindruck eines arabischen Häuptlings mit Ausnahme seiner Beleidigung, wonach er zur äußern Erscheinung eines Pascha hinneigt.“ —

Aus dem Pflanzenleben.

—tz. Blüten, die leuchten. Es giebt eine ziemlich große Anzahl von niederen Pflanzen, welche Licht ausstrahlen. Besonders bekannt ist diese Erscheinung an Pilzen. Dagegen war es bisher nicht sicher erwiesen, ob auch Blütenpflanzen Lichteffekte zeigen. Man glaubte dies namentlich von der Kapuzinerkresse, vom Gartenmohn, von der Feuerlilie, der Ringelblume, der Sammetblume, Sonnenblume, Hundslamille und Nachtkerze. Vallerstedt hat, wie er in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ schreibt, einige dieser Blumen seit Jahren beobachtet, er hat sich aber über das Leuchten oder Nichtleuchten derselben kein sicheres Urteil bilden können. Mitunter war er der Meinung, ein Selbstleuchten der Blüten an der Kapuzinerkresse und an der Ringelblume deutlich wahrgenommen zu haben, meistens aber war er geneigt, die wahrgenommenen Lichterscheinungen auf Lichtreflexe und auf Farbkontraste zurückzuführen. Er prüfte Blüten ab und brachte sie ins dunkle Zimmer. Da schienen sie ihre deutlichen Leuchterecheinungen

zu zeigen. Beobachtete er sie aber, dann in einem ganz finsternen Schrank, so blieb der Lichteffekt vollständig aus. Das Leuchten schien besonders an beschädigten oder durch Schneidenschleim unreinigten Blüten auszugehen. Aber Vallerstedt war eben nie sicher, ob er ein wirkliches Selbstleuchten wahrgenommen hatte oder ob er einer Sinnestäuschung verfallen war. Dagegen hat er bei einer andern Pflanze ganz sicher ein Leuchten der Blüten konstatieren können: bei der „Brennenden Liebe“ (Lychnis chalcodonica). Ob diese Pflanze freilich den Beinamen „brennend“ von den leicht strahlenden Blüten bekommen hat, wie Vallerstedt zu glauben geneigt ist, und nicht vielmehr von dem hellen Rot der Blumen, das ist doch sehr zweifelhaft. Dem so leicht fällt die Erscheinung doch niemandem auf, wenn sie auch jeder, wenn er einmal darauf aufmerksam gemacht wird, wahrnimmt. Das phosphoreszierende Licht scheint von den Staubbeuteln ausgesrahlt zu werden. An warmen, trocknen Abenden tritt es namentlich auf, es leuchten alsdann mehrere benachbarte Blüten in dem dösenartigen Stande auf einmal. Das Licht erscheint plötzlich und dauert mit wechselnder Intensität einige Sekunden, häufig auch 2 bis 3 Minuten an, um dann für kurze Zeit zu verlöschen und alsdann mit neuer Stärke aufzublumen. Wenn der Thau kommt, wird das Leuchten schwächer, und es verschwindet ganz, wenn die Blüten völlig mit Thau bedeckt sind. Da die Brennende Liebe eine sehr verbreitete Pflanze ist, so wird vielleicht mancher dazu beitragen können, die Frage der selbstleuchtenden Blüten zu lösen. Es handelt sich hier nämlich möglicherweise um ein Orientierungsmittel für die Insekten, die in der Nacht Blüten besuchen und dabei den Blütenstaub übertragen. Vallerstedt meint, daß das Leuchten wahrscheinlich sehr vielen Blumen zukomme, daß dieses aber vom menschlichen Auge sehr schwer wahrzunehmen sei. Dagegen könne das Insektenauge sehr wohl so gebaut sein, daß es diese Lichtstrahlen, die von den Blüten ausgesandt werden, sehr deutlich empfinde. Vallerstedt weist auf die Thatsache hin, daß Insekten an Blüten vorübergehen, die bereits ihren Nektar verloren haben. Sie scheinen es diesen gewissermaßen anzusehen, ob bei ihnen noch etwas zu holen ist oder nicht. Die Strahlung könnte nun für viele Insekten das Zeichen sein, das sie zu dem Besuch der Blüten einladet. —

Humoristisches.

— Ausgleich. „Nehmen Sie doch ein Loß!“
„Die Gewinnchancen sind hier gar zu gering.“
„Um so größer ist dann auch das Glück, wenn Sie gewinnen!“ —
— Deplacirte Mahnung. „Warum heiratest Du nicht?“
„Ich hab' solche Furcht vor dem Storchel!“
„Ach, sei kein Frosch!“ —
— Immer derselbe. Junge Gattin: „Zweifelknudel soll ich heute kochen, lieber Theophil? Ja, aber ich fürchte, daß sie mir nicht besonders gelingen werden.“
Professor: „Na, dann koch' sie doch erst einmal ins Unreine!“ —
(„Unstige Blätter.“)

Notizen.

— Die im Verlag von Bruno Cassirer (Berlin) seit einem Jahre erscheinende Monatschrift „Kunst und Künstler“ hat ihr Format vergrößert und den Inhalt vermehrt. Das Einzelheft kostet jetzt 2 M., der Vierteljahrespreis beträgt 6 M. —
— Die Premiere von „Biscotte“ im Trianon-Theater ist auf den 13. Oktober verschoben worden. —
— „Die Freier“, eine Oper von Alfred Schattmann, wird nächstens im Stuttgarter Hoftheater die Erstaufführung erleben. —
— Der interessante Versuch, eine Rede telephonisch auf weite Entfernungen hin zu übertragen, ist, wie „Daily Chronicle“ meldet, mit glänzendem Erfolge unternommen worden. Es handelt sich um die Rede Balfours, die er am 1. Oktober in Sheffield hielt und die die Electrophone Company einem geladenen Publikum in London zu Gehör brachte. Durch das Entgegenkommen der Postbehörde und Telegraphen-Gesellschaft konnte eine geeignete Verbindung zwischen den 220 englischen Meilen entfernten Orten geschaffen werden. Sechs eigens für den Zweck hergestellte empfindliche Mikrophone fingen Balfours Stimme auf, während das „Auditorium“ in London sich eines Telephonhörers bediente. Die Uebersetzung der Rede soll sich durch ganz ungewöhnliche Deutlichkeit auszeichnen haben, auch die Beifallsbezeugungen und Zwischenrufe wurden in allen ihren Schattierungen gehört. —
c. Der erste atlantische Turbinendampfer ist, wie der „Daily Telegraph“ berichtet, von einer Schiffsfirma am Clyde bestellt worden. Das neue Schiff ist für den Postdienst von Liverpool nach Kanada bestimmt. Es wird nicht nur in Bezug auf seine Maschinerie eine Neuheit sein, sondern auch das größte und schnellste Schiff der Allan-Flotte werden. Die Länge beträgt über 500 Fuß; Bruttotonnengehalt 12 000 Tonnen; etwa 10 000 Pferdekraft; die Schnelligkeit soll 17 Knoten betragen. —
— Falbs ältester Sohn Otto wird' das väterliche Geschäft der Wetterpropheteziehung auf Grund des ihm hinterlassenen Berechnungssystems weiterführen. —